nicht die *Wissenschaft* vergleichender Litteraturforschung als solche im Auge, weder in ihrer Arbeitsweise, noch in ihren Ergebnissen. Ich spreche diesmal ausschliesslich vom Standpunkte des *Lehrers* der Litteraturgeschichte. Es ist also durchaus nicht meine Absicht, die organischen Wechselwirkungen beider Litteraturen in chronologisch zusammenhängender Weise vorzuführen, sondern nur insoweit andeutend auf dieselben hinzuweisen, als mein besonderes Ziel es nötig macht.

Schluss folgt.

Für die Schulpraxis.

Aufsatzproben.

(Aus „Deutsche Aufsätze" von *P. Th. Hermann.*)*

1. Was der Christbaum vom Weihnachtsfeste erzählt.

Vom 17. Dezember an stand ich mit vielen meiner Brüder auf dem Augustusplatze. Viele Leute gingen täglich an mir vorüber und betrachteten mich von oben bis unten. Am 23. Dezember kaufte mich ein Mann. Er trug mich nach der Kohlgartenstrasse in seine Wohnung. Hier stellte er mich in eine dunkle Kammer, damit seine Kinder mich nicht bemerkten. Am heiligen Abende wurde ich aus meinem Verstecke hervorgeholt und in eine schöne Stube gebracht. Hier stellte man mich mitten auf einen grossen Tisch. Darnach schmückte man mich mit Pfefferkuchen, Glasfiguren und vergoldeten Äpfeln und Nüssen. Von einem Aste zum andern zog man Gold- und Silberfäden. Zuletzt stellte man Tüllen mit schönen Lichtern auf meine Zweige. Nachdem man mich so angeputzt hatte, liess man mich allein. Jetzt erblickte ich mich in einem grossen Spiegel. Wie prächtig sah ich aus! Als ich von meinen Brüdern scheiden musste, war ich sehr traurig gewesen, jetzt aber fühlte ich mich glücklicher als alle meine Kameraden. Auf einmal wurde ich in meiner Betrachtung gestört; denn die Eltern brachten allerhand Geschenke herein und legten sie unter meine Zweige. Nun ertönte eine Glocke, und durch die geöffnete Thüre sprangen vier fröhliche Kinder. Wie ihre Gesichter glänzten, als sie mich erblickten! Sie konnten sich gar nicht satt an mir sehen. Das war die schönste Stunde meines Lebens. Rasch wurden nun auch die Geschenke betrachtet. Einige Stunden blieb die ganze Familie fröhlich beisammen. Die neuen Spiele wurden eingeweiht; man sang hübsche Weihnachtslieder, und auch der Christstollen wurde gekostet. Erst spät wurden meine Lichter verlöscht, und die Kinder mussten ins Bett. Bald gingen auch die Eltern zur Ruhe, und mich umgab tiefe Finsternis.

2. Ein alter Krieger berichtet einem jungen von dem Begräbnisse Alarichs.

Schon 15 Jahre ist unser herrlicher Heldenkönig Alarich tot. Ihn hättest du sehen sollen! Wenn er uns führte, dann ging es zum Siege. Und doch, wie rasch musste er sterben! Wir kamen von Rom mit ungeheuren Schätzen. Selbst die

*) Vergleiche Bücherbesprechungen.

mächtige Weltstadt hatte uns nicht widerstehen können. Jetzt ging es nach Unteritalien. Von hier aus wollten wir nach Nordafrika, um uns hier Wohnplätze zu suchen. Ganz plötzlich starb uns auf diesem Zuge unser geliebter König. Wir mussten ihn hier in fremder Erde begraben. Doch sollte es ein Grab werden, das seiner würdig war. Die feigen Römer sollten nicht kommen können, um ihn noch im Grabe zu beleidigen. Wir waren gerade in der Nähe des Flusses Busento. Die grosse Menge Sklaven, die wir von Rom aus entführten, mussten nun ein frisches Flussbett graben. Dann leiteten wir den Busento in dieses ab. Nun wurde ein tiefes Grab für Alarich in das alte Bett gegraben. Hier hinein haben wir in dunkler Nacht unsern teuren König hoch zu Ross mit allen seinen reichen Schätzen eingesenkt. Weh war es uns zu Mute, als wir den tapferen Helden in sein Grab betteten. Das ganze Heer stand am Ufer und sang ihm Totenlieder. Als sein Grab geschlossen war, wurde der Busento in sein altes Bett gelassen. Die Sklaven aber wurden getötet. Sie sollten den Ort nicht verraten können, wo unser Alarich mit seinen Schätzen ruht. Noch jetzt aber lebt das Andenken des siegreichen Königs unter uns.

3. Unterm Birnbaume.

(Im Anschlusse an Goethes „Hermann und Dorothea".)

In dem idyllischen Epos „Hermann und Dorothea" von Goethe ist die Stelle am Birnbaume ein wichtiger Schauplatz.

Auf einer Anhöhe, an der Grenze des Besitztumes des Wirtes zum goldenen Löwen breitet der ehrwürdige Baum seine Zweige aus. Wer ihn gepflanzt hat, man weiss es nicht. Er wird weit und breit gesehen und ist daher vielen ein Wahrzeichen. Seine Früchte sind in der ganzen Gegend berühmt. Unter seinen Zweigen pflegen die Schnitter am Mittage sich des Mahles zu freuen und die Hirten in seinem Schatten zu ruhen. In seiner näheren Umgebung dehnen sich weite Äcker aus mit herrlich nickendem Korne. Weiterhin nach der Stadt zu erstreckt sich ein wohlumzäunter Weinberg. Auf Stufen von unbehauenen Platten, über denen sich ein hoher Laubengang wölbt, gelangt man durch den Stadtgraben hinab in den grossen Garten des Löwenwirtes. Sehen wir über die Stadtmauer hinüber, so schauen wir den Markt, an dem das Haus des reichen Kaufmanns mit den grossen Spiegelscheiben und den grünen Läden besonders hervorsticht. Hoch über die niedrigen Häuser erhebt sich der neugeweisste Kirchturm. Schweifen unsere Blicke weiter über die wogenden Felder, so schauen wir in der Ferne den herrlichen Rheinstrom. Gleich einem silbernen Bande zieht er sich bald zwischen lachenden, sonnigen Auen, bald zwischen kahlen, schroffen Felsen hin. Weiter sieht man die Landstrasse, auf der heute die armen Vertriebenen wanderten, deren stilles Dörfchen die rauhen Kriegshorden durchtobten. Schon durch diese herrliche Aussicht ist der Birnbaum ein wichtiges Fleckchen, doch hat er noch eine höhere Bedeutung.

Hier sitzt Hermann. Ihn erfüllt nicht die Freude über die herrliche Gegend, sondern er schaut trüben Blickes, seinen Arm auf die Bank gestützt, träumerisch hinaus auf die Landstrasse, auf der die Vertriebenen zogen. Unter diesen war ja jenes herrliche Mädchen, dem sein Herz sofort in Liebe entgegenschlug. Wie weit ist sie vielleicht jetzt schon von ihm entfernt! Er glaubt, dass ohne sie sein Leben freudlos sei und verkümmern müsse. Bei diesen Gedanken stürzen unaufhaltsam Thränen aus seinen Augen. So ganz seinem Schmerze hingegeben, bemerkt er nicht das Nahen der suchenden Mutter, die sich sachte heranschleicht und ihm leise die Schulter berührt. Da erwacht er wie aus einem Traume und schaut in das besorgte Gesicht der lieben Mutter, die längst die verräterischen Spuren in seinen Augen bemerkt hat und nun nach der Ursache dieser Thränen forscht. Doch er gesteht ihr nicht gleich die Wahrheit, sondern schildert ihr mit begeisterten Worten die

Not des Vaterlandes und seinen festen Entschluss, gleich von hier aus an die Grenze zu ziehen und sich den Scharen der Krieger anzureihen. Doch die Mutter hat ihn durchschaut und weiss nur zu gut, dass die zerstörte Hoffnung, die Vertriebene als Gattin heimzuführen, Thränen aus seinen Augen gepresst hat. Unverhohlen spricht sie es aus und bewirkt dadurch, dass ihr Hermann vertrauensvoll sein Herz erschliesst. So wird der Birnbaum Zeuge liebevollen Vertrauens und hochherziger Entschliessungen und der Platz unter seinen Zweigen für Mutter und Sohn ein Ort geweihter Erinnerung.

Und noch einmal spielt sich unterm Birnbaume eine anmutende Szene ab. Den Bemühungen der besorgten Mutter ist es gelungen, die Abneigung des Vaters gegen die Heirat mit der Fremden zu beseitigen. Und noch an demselben Abende durchschreitet das herrliche Paar die weiten Felder und verweilt einige Zeit unterm Birnbaume. Schwarze Gewitterwolken ballen sich unheilverkündend zusammen, doch im Osten scheint der Vollmond in herrlichem Glanze freundlich vom Himmel hernieder. Hier, unter Hermanns Lieblingsbaume, scheint für ihn die beste Gelegenheit zu sein, Dorotheas Irrtum, dass sie als Magd gedinget sei, aufzuklären. Schon wollen sich die Worte über seine Zunge drängen, da erblickt er den goldenen Reif an ihrem Finger, und dieser schreckt ihn zurück, und das Geständnis unterbleibt. Beide steigen bald die Stufen des Weinbergs hinab. Das Gewitter in der Natur rückt immer näher heran und mit ihm der Zwiespalt im Hause des Wirtes. Doch der Himmel in der Natur klärt sich, und auch im Hause strahlt die Sonne des Glücks auf das Paar.

4. Baumgarten erzählt Werner Stauffacher seine Flucht und Rettung.

Wie sehr danke ich Euch, dass Ihr mich, den Obdachlosen, Geächteten aufgenommen habt! Ihr seht mich erstaunt an. Doch die Erzählung von meinem Schicksal wird Euch alles erklären. Ich fällte heute früh Holz in dem Wäldchen nicht weit von unserem Hause. In fröhlichster Stimmung jodelte ich mit den Vögeln um die Wette. Die Berge gaben ein vielfaches Echo der Lieder zurück. Da kam plötzlich meine Frau atemlos zu mir gestürzt. Ihr langes Haar hatte sich gelöst. Ich erschrak, sie so unerwartet und verstört hier zu sehen. Sie erzählte mir, der Landvogt sei in meinem Hause und habe Böses von ihr verlangt. Wütend und meiner selbst nicht mehr mächtig, nahm ich die Axt und stürmte nach Hause. Ich stellte den Wolfenschiessen zur Rede, doch er gab mir kurze, höhnische Antworten. Da holte ich zu einem fürchterlichen Schlage aus, und tot stürzte der Schänder meiner Ehre nieder. Die That war vollbracht, aber noch wusste niemand davon. Nun galt es kein Säumen mehr; ich lief, was ich konnte, damit mich des Landvogts Reiter nicht bemerkten. Jemand musste mich aber doch gesehen haben, denn zu meinem Schrecken vernahm ich hinter mir Pferdegetrappel. Immer näher kamen die erregten Stimmen. Sie waren kaum noch hundert Schritt hinter mir, und wenn mich die Verfolger in ihre Hände bekamen, wäre ich vielleicht der erste Bewohner von Zwing Uri geworden. Da stiessen die Reiter einen triumphierenden Schrei aus; denn vor mir erhob sich ein steiler Felsen, den selten jemand bestieg. Kurz entschlossen kletterte ich auf diesem halsbrecherischen Wege in die Höhe. Es gelang mir, die Verfolger irre zu leiten, und sie mussten erst wieder meine Spur suchen. Ich wurde jedoch immer wieder eingeholt. An den steilsten Stellen klomm ich empor, Pfade und Wege mied ich, durch den dichtesten Wald bahnte ich meinen Weg. Manchmal, wenn auf der einen Seite ein Felsen ragte und die andere an einen gähnenden Abgrund stiess, musste ich auf Händen und Füssen kriechen, um nicht vom Schwindel erfasst zu werden. Die Reiter konnten mir mit ihren schweren Stiefeln nicht folgen und mussten einen weiten Umweg machen. Auf diese Weise hatte ich einen grossen Vorsprung gewonnen. Meine Kräfte liessen nach,

Hände und Füsse waren wund, und so kam ich zu Ruodi. Ich bat ihn, ja, ich flehte auf meinen Knieen, er möchte mich ans andere Ufer bringen. Doch er wollte es nicht wagen, weil ein Gewitter im Anzuge war. Der Jäger und der Hirt baten ihn auch, er wollte es aber nicht thun. Verzweifelnd blieb ich auf den Knieen liegen. Wäre jetzt eine Schneelawine vom Berge herabgestürzt und hätte mich begraben, ich hätte Gott dafür gedankt. Lieber wäre ich in den See gesprungen, als mich den Reitern ergeben. In dieser Not kam Tell mit der Armbrust auf der Schulter vom Berge herab. In aller Kürze erzählten wir ihm alles, und er fragte den Fischer, ob er mich retten wolle. Ruodi aber sagte: „Nein, nicht ich. Hier ist der Kahn und dort der See, versucht's!" Und Tell versuchte es. Wir stiegen in die Naue und hatten kaum vom Ufer abgestossen, als des Wolfenschiessens Reiter auf der Anhöhe erschienen. Sie bemerkten unser Boot. Wie mögen sie gewütet haben! Die Hütte des Ruodi sahen wir bald in Flammen. O, könnte ich ihm ersetzen, was er um meines Vergehens willen verloren hat! Der Föhn wütete immer fürchterlicher, er wühlte das Wasser in der Tiefe auf, unser Boot war bald auf einer haushohen Welle und dann wieder ganz in der Tiefe. Kochend spritzte uns der See den schäumenden Gischt auf Gesicht und Kleidung. Mich erfasste ein Grauen, und immer, wenn das Schifflein auf der Seite lag, meinte ich, es müsse kentern. Aber Gott wollte es nicht! Furchtlos sass Tell mir gegenüber und leitete mit sicherer Hand das Steuer. Er lenkte den Kahn an das jenseitige Ufer, und glücklich landeten wir, nachdem wir eine Weile auf dem See umhergetrieben hatten. Ich war jetzt in Schwyz, und hier hatten die Reiter des Landvogts nicht das Recht, mich zu ergreifen. Wie kann ich Tell, meinem hochherzigen Retter, danken!
